

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 8 (1956)
Heft: 3

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Radioempfang in Norddeutschland

PH. In Norddeutschland leben über 30 Millionen Protestanten ohne die Radiostimme aus der Schweiz. Während der Schweizer gerne Auslandsrundsendungen anhört, ist dort alles, was unsere Sender in den Äther hinausstrahlen, in die Wüste gesprochen. Mit andern Worten, man hört unser Land nicht auf Radiowellen. Wie kam es dazu, welches sind die Ursachen und wie könnte man sie beheben?

Der Berichterstatter war von Weihnachten bis Mitte Januar bei einer Familie in Braunschweig (nur 40 km von der Ostzongengrenze entfernt), wo er Gelegenheit hatte, täglich mit einem fabrikneuen Philips-Schrankapparat zu versuchen, die Schweizer Sender einzufangen. Bei der Mittelwelle Beromünster war das nur dann möglich, wenn zufällig einmal der nahe und mit lokalen Verstärkerstationen arbeitende Norddeutsche Rundfunk mit Hauptsitz in Hamburg, schwieg. Da sich aber Radio Hamburg direkt neben dem Sender Beromünster befindet, ist verständlich, daß der viel näher gelegene Sender den weit entfernten übertönt. Es soll jedoch nicht der Eindruck erweckt werden, Radio Hamburg störe unsere Welle oder sende gar auf dieser. Bei uns zu Hause hören Leute, die in der Nähe von Beromünster oder eines seiner Lokalsender wohnen, benachbarte Auslandssender auch nicht. Dagegen läßt sich kaum viel ausrichten.

Schlimmer ist vor allem abends der schlechte Empfang unseres Kurzwellensenders Schwarzenburg, dessen enorme Reichweite nichts zu wünschen übrig läßt. Versuche zu allen Tageszeiten, diesen Sender heranzukriegen, waren zwischen 11.00 und 12.30 Uhr erfolgreich. Auch nachher hörte man Schwarzenburg noch bis zum vorläufigen Sendeschluß um 14.30 Uhr befriedigend. Lautstärke und Reinheit des Empfanges waren um die Mittagszeit in Norddeutschland sogar ausgesprochen gut. Auch bei nur schwachem Aufdrehen des Lautstärkereglers «kam» Schwarzenburg laut und deutlich. Aber wenn man versuchte, Schwarzenburg abends nach 16.30 Uhr wieder einzustellen oder gar die Abendnachrichten und Spätnachrichten um 19.30 Uhr oder 22.15 Uhr zu bekommen, wurde man ausnahmslos jedesmal schwer enttäuscht. Einestheils waren es Störsender östlicher Herkunft, andererseits aber direkt auf der Welle von Schwarzenburg arbeitende Sender, die weitem Empfang verunmöglichten. Mit Sicherheit wurde unter diesen Radio Warschau und leider auch der deutsche politische Nachrichtendienst des Londoner Rundfunks ermittelt. Letzterer sendet eher stärker als der östliche. Mittags ist der Empfang aus Schwarzenburg nur einwandfrei, weil diese beiden Sender noch schweigen. Die Kontrolle an einem Sonntagmorgen anfangs dieses Jahres ergab, daß am Feiertag der Empfang aus der Heimat schlechter war als werktags.

Schweizerkolonien in Norddeutschland — sie sind zahlreich und noch gesund — sind deshalb auf dem Radioweg von der Heimat völlig abgeschnitten. Weil die norddeutschen Sender sehr unterhaltsame Programme bieten, spüren sie kein Bedürfnis, einen kaum erreichbaren Sender einzustellen, auch wenn es der heimatische ist. Andererseits gehen der Schweiz gewaltige Werbemöglichkeiten in Norddeutschland verloren. Man wäre dort bereit, unsere Stimme zu hören und achtet mehrheitlich die fleißige Schweiz. Besonders unangenehm ist die Tatsache, daß Tageszeitungen Norddeutschlands, die bei der Veröffentlichung des wöchentlichen Radioprogramms auch Auslandsrundsendungen publizieren, die Schweizer Sender nach Neujahr 1956 gestrichen haben, weil man sie ja doch nicht hört. Oesterreichische, französische und italienische, natürlich auch britische Sendungen, werden aber weiterhin veröffentlicht. Selbst Skandinavien erhält man in Braunschweig vorzüglich.

Die Schweiz darf hier nicht länger Outsider bleiben, ohne bleibenden Schaden davonzutragen. Wie der Präsident des Schweizervereins von Braunschweig und Umgebung, der Neuenburger Alfons Coulin mitteilte, sind etwa 90 Prozent seiner Mitglieder protestantisch. Wollen wir diese evangelischen Landsleute im fremden Land «verwildern» lassen? Sind nicht das Radio, die Presse und der Film Bindemittel, die heute fast mehr zählen als Bücher? Wenn wir ermitteln würden, wer noch Zeit hat, ein Buch zu lesen, dann würden weniger als die Hälfte der Befragten bestätigen, daß sie zuwenig Freizeit und Ruhe dazu hätten. Fragen wir aber, wer Filme sieht und Radio hört, dann ändert sich das Bild. Zu Radiohörern zählen heute auch in Deutschland fast alle Haushaltungen und Einzelpersonen.

Gerade da, wo unsere Landsleute noch betreut werden können, ohne daß wir ihnen kostspielige Literatur ins Haus schicken, auf dem Wege der Radiowellen aus der Heimat, sind sie in Norddeutschland am Abhören dieser Sendungen behindert. Am Morgen, wenn der Schwarzenburger Sender mit seinen speziellen Programmen für Schweizer in der Fremde gut empfangen wird, sind sie an der Arbeit, und abends erreicht man sie nicht. Die in Norddeutschland eingehaltene englische Arbeitszeit mit ihren kurzen Mittagspausen hält die Verdienenden

mittags meist am Arbeitsplatz fest, was die Empfangsmöglichkeiten in dieser Zeit nicht gerade fördert.

Wie sollte sich eine Abhilfe dieser mißlichen Umstände gestalten? Dem Schreibenden ist unbekannt, wie die Empfangsmöglichkeiten an andern Punkten der Erde sind. Fest steht nur, daß der heute betriebene Radiokrieg Maße angenommen hat, die sich im Radioempfang verheerend auswirken. Während wir Schweizer ausländische Programme durch den Drahttrundspruch ins Haus liefern, ist unseres Wissens bisher kein anderes Land, besonders kein Nachbarstaat, so weit gegangen, auch unsere schweizerischen Programme für seine Radiohörer zu übernehmen. Unsere Landsleute im Ausland sind auf den drahtlosen Empfang angewiesen. Um ihn einigermaßen genießbar zu erhalten, werden von Zeit zu Zeit Radiokonferenzen abgehalten, um Wellenpläne und -verteilung zu studieren. Der Osten mit seinen zahlreichen Störsendern hinter dem Eisernen Vorhang hält sich aber im vornherein nicht an internationale Vereinbarungen, und leider gibt es auch im Westen Länder, die die Stimme der Kleinen mißachten. Es ist hier kaum ein absichtliches Unterdrücken der schweizerischen Radiostimme, wenn ausgerechnet London zeitweise die Schwarzenburger Welle benützt, sondern eher Fahrlässigkeit, auf die die BBC aufmerksam gemacht werden sollte. Beim Osten wird man allerdings stärkere Mittel anwenden müssen.

England über die Entstehung der weltlichen Machtansprüche des Papsttums

ZS. Darüber äußerte sich eingehend M. D. Knowles im englischen Rundspruch an Hand neuer Forschungen. Es bleibt immer schwer verständlich, wie eine rein geistige Macht, die doch das Papsttum sein wollte, dazu kam, Machtansprüche über Fürsten und Regierungen zu stellen. Sicher spielte dabei der Drang nach Ausdehnung der Herrschaft und Vergrößerung des Einflusses und Besitzes wie bei jedem Regierenden eine bedeutende Rolle. Aber die welthistorische Lage war ebenso bedeutungsvoll wie die schwerwiegenden Folgen der römischen Doktrin.

Die weltliche Macht hat lange vor dem Christentum stets ihre Ansprüche auf die Menschen erhoben. Die päpstlichen Ansprüche wurden demzufolge ursprünglich als Gegenansprüche formuliert, um ein Ueberborden der staatlichen zu verhindern. Es waren die Ansprüche der byzantinischen Kaiser seit Constantin, welche das Papsttum in die steigende Notwendigkeit versetzten, seinerseits eine Grenze zu ziehen. Der byzantinische Grundgedanke lautete: Der Kaiser ist von Gott eingesetzter Herrscher der Christenheit, also Papst und Kaiser zugleich. Die ursprüngliche Auffassung der christlichen Kirche als einer unabhängigen Familie in einer heidnischen Welt wurde durch die Konkurrenzansprüche des Kaisers in Byzanz und des Papstes in Rom überwunden: entweder mußte der Papst Patriarch des Kaisers werden, oder der Kaiser Generalissimus und Urteilsvollstrecker des Papstes. Wer sollte die Christenheit beherrschen, der Kaiser, weil er Kaiser war, oder der Papst, weil er als Nachfolger von Petrus galt?

Langsam und mühevoll suchten sich die Päpste vom Kaiser in Byzanz zu befreien; eine lange Reihe von ihnen arbeitete daran, Leo der Große, Gelasius I., Gregor der Große usw. Doch das Papsttum war von Unglück verfolgt. Kaum hatte es sich endlich vom Osten freigemacht, wurde es durch ein neues Großreich im Westen bedrängt. Weihnachten 800 wurde Karl der Große vom Papst in Rom zum Kaiser gekrönt, ein in seiner Bedeutung bis heute umstrittenes Ereignis. Offenbar versuchte der Papst, der Entstehung eines zweiten Byzanz in Karls Hauptstadt Aachen vorzubeugen und ihm gleichzeitig die Stelle anzuweisen, die er einzunehmen hatte: Beschützer und Fechtmeister für die römische Kirche. Damit war allerdings der Westen definitiv vom Osten befreit, und für den Papst von nun an die ganze Christenheit in der Kirche enthalten, deren Regierung er war. Es gab da keine Kirche mehr in einem Reich, sondern die Reiche waren in der Kirche. Der Staat durfte keine öffentlichen Funktionen haben, weder sozialer, administrativer oder vollziehender Gewalt, ausgenommen jene, allen Christen Schutz und Recht nach den Anweisungen des Papstes zu geben. Der Gegensatz war nicht nur derjenige zwischen zwei Staaten, sondern zwischen zwei Herrschern, der eine päpstlich, der andere kaiserlich, über die Frage, wer das Haupt der christlichen Völker sein sollte.

Der Papst war in dem Kampf von vornherein stark im Vorteil. Der Kaiser konnte nicht bestreiten, daß das Priestertum von Gott komme, weshalb der Papst sich folgerichtig auf den Standpunkt stellen konnte,

jede weltliche Regierung sei nichts anderes als erster Minister und Delegierter des Papstes in den gerade hängigen irdischen Angelegenheiten. Aber es gab zwei Komplikationen für den Papst. Er hatte sich nämlich auch zum weltlichen Herrscher in einem eigenen Staat ernannt, dem Kirchenstaat. Die andere Schwierigkeit war, daß der Kaiser sofort behaupten konnte, die Kirche ordnen und einen Papst ernennen zu müssen, wenn das Papsttum einmal schwach würde.

Die Päpste schienen schließlich als Sieger aus dem Kampf hervorzugehen, aber da war Europa schon im Auseinanderbrechen in einzelne Staaten begriffen, und der Traum eines europäischen Papstreiches war ausgeträumt. Noch während eines Jahrhunderts kämpfte das Papsttum für eine Herrschaft über die neuen Nationen, aber dann kam Avignon und das große Schisma. Die Ansprüche sind aber nie aufgegeben, sondern in gewandelter Form bestehen geblieben.

Von Frau zu Frau

Constanze Mozart-Weber

EB. Gedenktage und Gedenkfeiern sind beinahe dazu angetan, unsere Verehrung für große Menschen und große Künstler ins Gegenteil umschlagen zu lassen. «Wir schalten um auf Mozart», ein anderes Mal auf eine Sportgröße. Es sei ohne Vorwurf gesagt, denn wie sollte man sich der Aufgabe entziehen, ebenfalls etwas mehr oder weniger Tief-schürfendes und Wahres oder Erdichtetes zu sagen? Und da der Informationsquellen heute so viele sind, schaltet die ganze westliche Welt ein paar Tage auf einen bestimmten Namen ein. Alles ist Masse und Walze. Aber wer vermöchte es, seine Spalten und seine Wellen zu verschließen? Radio Beromünster oder die «NZZ» hätten Mozart vergessen? Es geht nicht, es geht wirklich nicht, sich solchen Daten zu entziehen.

Nun, auch Constanze Mozart hat ihr Teil abgekriegt. Welcher Art war die Frau, die Mozarts Gefährtin war? Denn gewiß mußte sie doch ihren «Wolferl» in gutem oder bösem Sinne beeinflussen. Ich muß Ihnen in aller Bescheidenheit und Zerknirschung gestehen, daß ich bis heute keine Mozart-Biographie gelesen habe und daß ich daher auf die Frage keine Antwort weiß. Seit den Mozart-Beiträgen wußte ich eine Antwort noch viel weniger. Es muß da tatsächlich Wahres und Erdichtetes sich zusammengefunden haben. Was ist wahr? Ich wüßte es gerne!

Es gab Beiträge, die Constanze als eine verwerfliche, oberflächliche, verschwendungssüchtige und gewissenlose Frau schilderten, die nicht einmal an der Beerdigung ihres Mannes teilnahm und auch in diesem Augenblick nur an sich selbst dachte. Diese eigensüchtige Frau brachte es indessen nach dem Tode ihres Mannes, als es nur noch um sie selbst und ihr Wohlergehen ging, fertig, aus den Werken ihres Gemahls riesige Summen herauszuholen.

Man hat Beiträge gesehen, die Constanze als gemütsvoll, von beschwingtem Frohsinn schildern. Erst ihr anschmiegendes Naturell haben «dem großen Tonschöpfer in seinem Zuhause einen Ausgleich der geistigen, von seinem Werk geforderten Spannungen ermöglicht». Sie soll ihn von Uebereilungen abgehalten haben. Er habe sie wahrhaft geliebt, und sie habe es ihm mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt gedankt. Das Zusammensein beider Gatten sei bis zu Mozarts Tod von einer ungetrübten, tiefen Harmonie getragen gewesen. Das Geld sollen sie recht fröhlich und unbeschwert alle beide miteinander in vollen Zügen ausgegeben haben, wann immer das materielle Glück ihnen lachte. Und warum schließlich Mozarts Frau an seinem Begräbnis nicht teilgenommen habe? Nicht aus Oberflächlichkeit und Geistesarmut, sondern weil die Aufregung eine schwere Krankheit verursachte, die ihr ein Mitgehen gar nicht ermöglicht hätte. Sie habe sich sogar «ins Bett des Toten gelegt, in der Hoffnung, von derselben Krankheit erfaßt und dem Gatten im Tode vereint zu werden».

Was soll da eine Leserin glauben, die sich ein Bild dieser Frau machen möchte? Ist es tatsächlich möglich, das Andenken eines Menschen — sei es nun im Guten oder im Schlechten — derart zu verfälschen? Vielleicht war Constanze wirklich «nur» ein «liebendes Weibchen». Wenn Mozart aber gerade das brauchte? Das würde doch niemals dazu berechtigen, sie in Bausch und Bogen zu verurteilen! Welche Unverfrorenheit, bürgerlich-satt oder herzlich-intellektuell eine solche Frau und ihren Frohsinn einfach abzuurteilen! So herzlos böse und verwerflich kann sie doch gar nicht gewesen sein; sonst hätte ihr Mozart gewiß nicht immer wieder die zärtlichsten Briefe geschrieben. Von dieser Eintracht legte ja auch die Sendung der Frauenstunde Zeugnis ab.

Constanze Mozart: Ich hoffe, mir ein wahrhaftigeres Bild von ihr machen zu können, als es mir aus den Gedenkberichten entgegenkam. Die Karikatur der Constanze — so oder so — bleibt trotzdem eine Tatsache, und es bleibt auch eine Tatsache, daß unsere Welt immer nach ihren mittelmäßigen Maßstäben urteilen will. Nichts darf aus dem Rahmen fallen, sonst wird der Stab darüber gebrochen. Auch über einer Constanze Mozart. Werden wir es wohl bei solcher Führung je wieder lernen, dem Individuum sein Leben zu lassen, selbst wenn es aus den Reihen tanzt?

Lassen uns die französischen Meister im Stich?

chb. René Clair war in Zürich. Er besuchte eine festliche Vorstellung seines neuen Filmes «Les grandes manœuvres» und stellte sich der Presse zu einem Interview. Wem es vergönnt war, diesem Meister des französischen Films zu begegnen, der sprach nachher tief beeindruckt von ihm. Von seinem neuen Film war weniger die Rede, denn man war enttäuscht und wagte nicht so recht, seine Enttäuschung auch einzugestehen. Diese Haltung ist verständlich, denn der Name René Clair ist bereits zu sehr von einem in der Welt des Films seltenen, traditionserfüllten Nimbus umgeben, als daß die Ehrfurcht nicht die Kritik zurückhielte.

Ein Umstand aber erlaubt uns, offen von der Enttäuschung zu sprechen, die René Clair uns mit «Les grandes manœuvres» bereitet hat: Er ist nicht der einzige französische Regisseur, dessen Name allein schon verpflichtet, und dessen neuester Film die Erwartungen nicht erfüllt hat.

Blieben Jean Renoirs «French Cancan», Marcel Carnés «L'air de Paris» und Henri-Georges Clouzots «Les diaboliques» nicht auch weit hinter den Leistungen zurück, welche ihren Ruf begründeten und welche die Linie ihrer Film auszuzeichnen pflegten? Da jeder dieser vier genannten Meister seine Werke in einem durchaus persönlichen Stil schafft, liegt auch die Ursache ihres gegenwärtigen Versagens bei jedem woanders.

Ist es für René Clair nicht typisch, daß die Welt seiner Filme in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts stehengeblieben ist? Er wagt sich nicht weiter hinaus in das pochende, maschinengehetzte Zeitalter, dessen tastenden Anfängen er in «A nous la liberté» zu wehren gesucht hat. «Les belles de nuit» war noch eine dramatische Auseinandersetzung mit der modernen, betriebsamen Welt, aber «Les grandes manœuvres» führt zurück in die vergangene, bewußt idyllisch gezeichnete Zeit der Schnaubbärte und Strohhüte. Damit fehlt dem Film die Aktualität, welche die Beziehung des Inhaltes zum Publikum schafft. Die widerliche Figur des Don Juan, dem das paradoxe Wunder widerfährt, selbst wirklich zu lieben, ist kein Mensch aus einer Welt René Clairs, der ihn selbst nicht einmal meistert und deshalb das Ende des Filmes offen läßt. Dieser Don Juan ist ein Monsieur Ripois (Gérard Philipe in René Cléments gleichnamigem Film) aus unseren Tagen, die über René Clair hinweggewachsen sind, als wäre er für sie zu gut.

Jean Renoir hat seinen «French Cancan» von Liebe zu seiner Heimatstadt Paris erfüllt gedreht, dabei aber außer Acht gelassen, daß der Inhalt allzu sehr auf dem primitiven, manchmal nur noch ordinär zu nennenden Amüsierbetrieb der Weltstadt beruht. Die fehlende geistige Tiefe konnten auch künstlerische Qualitäten nicht wettmachen; dies um so mehr nicht, als John Huston in seiner Toulouse-Lautrec-Biographie «Moulin Rouge» ein Farbaufnahmeverfahren anwendete, welches — auf das Milieu der rauchgeschwängerten, düsteren Lokale bezogen — selbst ein Renoir mit seinem feinen Sinn für Farbgebung — man denke an «The River» und «Le carrosse d'or» — nicht einholen konnte. Sobald sich der Meister der impressionistischen Filmschule ein würdigeres Thema ausgesucht hat, werden seine Fähigkeiten wieder voll zur Geltung kommen.

Marcel Carnés letzter Film, «L'air de Paris», die Geschichte eines jungen Boxers, der von seinem Lehrmeister kostenlos ausgebildet wird, um ein großer Champion zu werden, und den selbst seine Freundin verläßt, damit sie seiner Karriere nicht schade, besaß nicht mehr viel, was an die früheren Filme seines Schöpfers erinnert hätte. Es fehlten die Eigenschaften, die bis dahin das Besondere an seinen Filmen ausmachten. Es fehlte die große Liebe ebenso wie die Atmosphäre, deren Wärme und Echtheit uns in «Quai des brumes» gleich packte wie in «Les enfants du Paradis». Mit einem Wort: Jacques Prévert, der Dichter, mit dessen Hilfe Carné seine Meisterleistungen vollbracht hat, fehlt. Seit «Les portes de la nuit» — dem letzten Film, den Prévert für Carné schrieb — fehlt seinen Filmen das entscheidende Letzte. Es ist wohl möglich, daß Carné seine verlorene Größe wiedererlangt, wenn er sich erneut mit Prévert zusammentut. Ist es vermessen, den um einiges jüngeren Henri-Georges Clouzot mit in die Reihe derer einzubeziehen, die den Weg des französischen Films maßgebend bestimmten und heute an einem Punkte stehen, wo sie nicht mehr weiter können? Nach «Le salaire de la peur» war man gespannt, welche Richtung der begabte, eigenwillige Regisseur einschlagen werde. Würde er zurückkehren zur Art seiner menschlichen Tragödien, wie «Le corbeau», «Quai des Orfèvres» und vor allem «Manon», oder würde er weiterfahren mit nervenerregenden, spannungsreichen Reißern, nach deren geistigem Wert niemand fragte? Das Zweite ist eingetreten, und Clouzot hat sich viele Feinde geschaffen. Schwerer jedoch wiegt, daß er damit einen eigentlichen Filmstil ins Leben rief, dessen zynischer Ton sich in vielen Filmen durchschnittlicher Regisseure — z. B. in Henri Decoins «Quatre femmes dans la nuit» — unangenehm, ja schädlich verbreitet.

Von Clouzot ist bekannt, daß er jetzt an einem Dokumentarfilm über Picasso arbeitet. Möge ihn die Begegnung mit diesem Künstler vom Sinn und Wert höherer Kunstwerke überzeugen. Dann wird man auch von ihm wieder so sprechen, wie es früher geschah: Voll ehrlicher Bewunderung.